

Tagungen

Renate Dittscheidt

Museumsarbeit in der Provinz, CECA-Tagung in Solothurn (4. bis 8. November 1992)

Die Fachtagung der deutschsprachigen Mitglieder der CECA im ICOM wurde 1992 in Zusammenarbeit mit der Interessengemeinschaft der Museumspädagogik Schweiz veranstaltet. Die Organisatoren, Samy Bill, Dani Gesser, Martin Widmer u. a. wählten mit Solothurn einen gut geeigneten Tagungsort. Von dort aus konnte das Tagungsthema von den Teilnehmern/innen mehrperspektivisch angegangen werden. Es ging um die Auseinandersetzung mit den Strukturen musealer Alltäglichkeit in kleinstädtischen und ländlichen Gebieten. Zu Beginn wurden u. a. auch vor dem aktuellen Hintergrund schwindender finanzieller Mittel in den städtischen Kulturretats Fragen formuliert wie: »Verlagert sich die Kulturpolitik vom Zentrum in die Provinz? Gibt es eine kulturpolitische Blüte in der Provinz? Wie geht es in der Provinz?«

Nach theoretischer Einstimmung auf die begrifflichen Positionen von Zentrum und Provinz und die Annäherung an Formen struktureller Ausprägung von Museen im ländlichen Gebiet durch Referate am Vormittag wurde den Teilnehmern/innen nachmittags in Exkursionen rund um Solothurn unmittelbare Anschauung von Museumsarbeit, sowohl in kleinen und kleinsten, peripher gelegenen Sammlungen und Museen, wie auch von Museen in drei für die Schweiz »zentralen« Städten – Basel, Bern und Zürich – geboten. Gefordert war von ihnen Bereitschaft zur Beobachtung und Diskussion mit den Museumsfachleuten in direkter Konfrontation am Ort des musealen Geschehens. An drei Tagen der Tagung konnte also das, was morgens begrifflich bearbeitet wurde, nachmittags in Arbeitsgruppen an der jeweiligen Realität überprüft werden. Insgesamt wurden 33 Museen in den Städten und auf dem Land besucht.

Zunächst jedoch einige Stichworte zur theoretischen Reflexion in den Referaten, die kontroverse Standpunkte in die Auseinandersetzung brachten: Rudolf

Schilling vom Museum für Gestaltung in Zürich trat mit differenzierter, kultursoziologisch belegter Sicht für die Position und Einbettung der Museen im Zentrum ein. Interessierte Öffentlichkeit und Kräfte sieht er dort auch zukünftig verankert, besonders dann, wenn die Museumsarbeit sich in ihrer Vermittlung auf spezielle Themen in wechselnden Ausstellungen konzentriert. Immer dann ist Museumsarbeit besonders auf Zentralität, d. h. auf Ort mit »hoher Interaktionsdichte«, Wahlmöglichkeit und auf die kulturelle Verflechtung mit städtischen Einrichtungen und städtischer Infrastruktur angewiesen. Die periphere Lage bringt dagegen Verluste mit sich, die R. Schilling entweder auf Seiten der Besucher oder der programmatischen Substanz festmachte. An seine Ausführungen schlossen sich die Besuche in den drei Schweizer Zentren an.

Christel Kähle-Hezinger, vom Roland Uhland Institut, Tübingen, wagte in ihrem Vortrag am zweiten Tag einen kritischen Blick rückwärts in die 80er Jahre auf die Entwicklung und Einrichtung kleiner Museen auf dem Land, am Beispiel Baden-Württembergs. Ihre Parteinahme gilt diesen kleinen, dezentral arbeitenden, ländlich gelegenen Museen. Sie stellte mit dem derzeit vorhandenen Bestand auch ihre Problemlage und ihre tendenziellen Ausprägungen und Chancen in die 90er Jahre hinein zur Diskussion. Deutlich wies sie jedoch den nostalgischen Blick der Städter und seine Projektionen von Heimat und Kontemplation zurück und versuchte Verteidigungen und Alternativen aufzuzeigen gegen den städtischen Kulturtransport, gegen den von der Stadt ausgehenden »kulturpolitischen Fetisch« der Flächendeckung, faßbar im Motto »jedem Dorf sein Museum«, der einhergeht mit geringer Professionalität und aus dem Museum ein »vorprogrammiertes Mausoleum« macht. Ein Umdenken in Richtung einer Entwicklung neuer und regional eigenständiger Formen der ländlichen Museen, die im Verbund miteinander kooperieren würden, und die zu lebendigen Orten des Kulturaustausches, zu kleinen, kulturellen Zentren im ländlichen Gebiet werden könnten, schienen ihr für die Zukunft geboten.

Das Referat »Stadtkultur im Großdorf Schweiz« von Daniela Gloor, cultur prospectiv, Zürich, brachte die entscheidende Erkenntnis, daß in der Schweiz die kulturellen Brüche heute nicht mehr traditionell zwischen dem Gegensatz von städtischen Zentren und ländlichem Gebiet verlaufen, sondern in beiden, in den Zentren selbst, wie im »provinziellen« Zersiedlungsraum stattfinden: »satte Quartiere, Business- und Kulturzonen, der urban imaginery stehen städtischen Provinzzonen gegenüber«, ebensolche wie satte Siedlungsregionen mit verstädterten Dörfern den Orten in abgesunkenen Transitkorridoren und Ödlandschaften gegenüberstehen. An diese Gedanken schlossen sich die Besuche von kleinen Museen und Projekten in der peripheren Region weitläufig rund um Solothurn an.

Am dritten Tag stand dann die Kultur in der Stadt Solothurn zur Diskussion, die kommunale Kulturpolitik gewann Kontur im Beitrag »Provinz in der Kultur« von Thomas Bürgi, Leiter des Amtes für Kultur und Sport des Kantons Solothurn und verdichtete sich in Besuchen der Solothurner Museen.

Wie gingen nun die Tagungsteilnehmer mit der Konfrontation vor Ort und den direkten Beobachtungen an den verschiedenen Museen um? Wunsch der Organisatoren war es, bei den Besuchen hauptsächlich fünf Fragestellungen zu berücksichtigen, die auf die strukturelle Vernetzung und Wirkung der Museen im Einzugsgebiet abzielten:

– Wie ist die politische und personelle Vernetzung der besuchten Museen, Institu-

tionen, Projekte am Ort? Wie sind die finanziellen, personellen und materiellen Ressourcen?

- Auf welches Publikum, geographisch und sozial, sind sie – bewußt und unbewußt – ausgerichtet?
- Welches sind die Vorteile ihres Standortes?
- Welche Rolle spielt die Museumspädagogik?
- Welches Echo, feedback, erhalten sie? Es zeigte sich in den Berichten aus den Arbeitsgruppen, daß die Verklammerung mit den hinführenden Referaten nicht so einfach, wie vielleicht erhofft, gelang.

In den drei Zentren dominierte der Blick auf die meist attraktiven museumspädagogischen Angebote und die Bemühungen um Vernetzung mit besonderen Zielgruppen; die strukturelle Analyse vor allem im Hinblick auf den Standortvorteil des »Museums im Zentrum« blieb stecken.

In den Berichten aus der Museumsarbeit auf dem Land wurden die Strukturen eher erfaßt, sie waren dort überschaubarer und wurden offensichtlich transparenter gemacht. Und – in den Berichten klang es schon an und in den am Rand geführten Gesprächen kam es ans Licht – die Teilnehmer verfielen dann doch dem Reiz der kleinen Museen, dem kulturellen Mut und finanziellen Talent ihrer meist ehrenamtlich Tätigen, der Unmittelbarkeit nicht beschrifteter und noch der Berührung freigegebener Sammlungsobjekte, dem Freiraum der Vermittlungswege u.ä. mehr. Die periphere Lage – allerdings nach Daniela Gloor in einem satten, verstärkten Siedlungsraum – bietet dann wohl doch die erhofften Potentiale im Hinblick auf eine feste regionale Verankerung mit den dort lebenden Menschen, auf die die Museumsarbeit und Vermittlung sich kreativ und selbstgenügsam richten kann.

Auch im Fall des Solothurner Museum zeigten die Berichte der Arbeitsgruppen kulturelle Vielfalt und eine selbstverständliche Vernetzung mit der Stadt. Die Frage nach provinzieller oder zentraler Lage stellte sich nicht mehr. Qualität professioneller Museumsarbeit konnte ebenso wie Leere und Improvisation beobachtet werden.

Gegen Schluß der Tagung schien sich eine andere Problematik als die des kulturellen Gegensatzes von Provinz und Zentrum aufzutun. Der hoffnungsvolle Blick in die Provinz konnte keine Blüten, aber einige kulturelle Nischen ausmachen. Das überschaubare Feld birgt Ressourcen, vor allem im Bereich regional bezogener, eigenständiger Museumsarbeit. Kulturelle Vernetzung und Identität mit dem eigenen Museum in den Gemeinden scheint gerade über die viele ehrenamtliche Tätigkeit erreicht zu werden. Liegt darin ein Vorteil für die Besucher? Sind diese Beobachtungen vielleicht nur in der Schweiz zu finden? Unbeantwortet blieb auch, ob die Standortfrage alle Museumsarten gleichermaßen betrifft oder, ob es nicht vielmehr nach Art und Bekanntheit der Sammlungen, Ausstellungspolitik, Öffentlichkeitsarbeit, Qualität der Vermittlungsangebote u.ä. zu differenzieren gilt. Unterliegen z.B. Kunstmuseen, allein von der Bekanntheit ihrer Sammlungen nicht einer speziellen Ausgangslage? Einsichtig wurde dagegen: Rückständiges und Progressives scheinen sich im Standort »Provinz« zu mischen.

Das kann vielleicht beispielhaft an den Kunstmuseen von Solothurn (18000 Einwohner) und Olten (11000 Einwohner) deutlicher werden. »Provinzielles« war hier in beiden Fällen weder in der Qualität der Sammlungen und Ausstellungen zu finden, noch in den Aktivitäten, die für die Besucher angeboten werden. Beide

Kunstmuseen erreichen, auf den ersten Blick, mit unkonventioneller und engagierter Museumspolitik die Vernetzung mit der Kommune und den dort lebenden Menschen auf einem kulturellen Niveau, das Vergleiche mit dem zentraler Kunstmuseen aushält. Im Kunstmuseum Solothurn, wie im Kunstmuseum Olten, ist spürbar, daß die Besucher/innen, trotz geringer Mittel und minimalster personeller Besetzung, willkommen sind.

Ein Moment scheint jedoch nur in der Provinz zu finden sein: in beiden Häusern steht und fällt die Qualität der Museumsarbeit und das Profil des Museums mit einem/er einzigen Leiter/in. In Olten ist das Peter Killer, in Solothurn André Kamber. Diese Personengebundenheit funktioniert auf allen Ebenen. Beide verbinden ihre Offenheit für Besucher, ihr Engagement für die Kunst mit einem autokratischen Freiraum, den der Provinzstandort ihnen persönlich bietet. Genau betrachtet ist diese Alleinherrschaft ein »fossiler« Rest, undenkbar in zentral und demokratisch orientierten Museumsstrukturen.

Aber dennoch erlebte die Arbeitsgruppe im Kunstmuseum Solothurn ein überraschend besucherfreundliches Museum. Kinder und Erwachsene finden schon in der Eingangshalle ihre Bedürfnisse bedacht mit einem Lese- und Informationsbereich, mit einer Mal- und Spielecke, einer kleinen Cafeteria mit Selbstbedienung. Und die museumspädagogische Arbeit gehört hier selbstverständlich dazu und ist geachtet, obwohl sie nur zum geringsten Teil aus dem Museumsétat finanziert wird. Der Gedanke kam auf, daß gerade die Provinzsituation solch Progressives in überholten »Restbeständen« von Museumsstruktur zuläßt.